



Frank Coates

# DER RUF DER LÖWEN



**Weltbild**



Dunkles, lockendes Afrika...

Ende des 19. Jahrhunderts: Ewart Scott Grogan ist erst 24 Jahre alt, als er sich aufmacht, Afrika als erster Europäer von Kapstadt bis Kairo zu durchqueren. Noch ahnt er nicht, welche Gefahren auf ihn lauern und welche Kämpfe er in der Ferne zu bestehen hat. Es wird eine abenteuerliche Reise, die dem mutigen Pionier den Ruf eines Bwana Simba, eines »Löwenmannes« einbringt – und die Liebe einer exotischen Schönheit ...

Frank Coates

# Der Ruf der Löwen

Roman

Aus dem Australischen von Katharina Volk

**Weltbild**

## **Der Autor**

Frank Coates wurde in Melbourne geboren und arbeitete lange Jahre im Bereich der Telekommunikation in Australien und anderen Ländern. 1989 wurde er von den Vereinten Nationen nach Nairobi berufen. Vier Jahre lang reiste er durch Afrika und lernte dabei in Tansania eine Frau vom Nyamwezi-Stamm kennen, die er heiratete.

Die australische Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel Roar of the Lion by HarperCollins Publishers Australia Pty Limited, Sydney, Australia.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2018 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2007 by Frank Coates

Published by arrangement with HarperCollins Publishers Australia Pty Limited.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Michael Meller Literary Agency GmbH, München

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2009 by Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Übersetzung: Katharina Volk

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-732-6

Für Max (Bruv).  
Und für Martin und Paul.  
Brüder.

SUDAN

ÄTHIOPIEN

Rudolfsee

nicht festgelegte Grenzlinie

Juba

UGANDA

Uasin

Gishu

Sixty-Four

Kisumu

Mau Summit

Nakuru

Mount

Kenia

Thika

Nairobi

Tana

Viktoriasee

Mara

Athi

Serengeti

Kilimandscharo

Taveta

Mombasa

# DEUTSCH-OSTAFRIKA

# BRITISCH-OSTAFRIKA 1902

Großer Afrikanischer Grabenbruch



0 100 km

Daressalam

Sansibar



AFRIKA

Atlantischer Ozean

Indischer Ozean

# Teil 1

## KAPITEL 1

1898

Es war nicht zu übersehen, dass die deutsche Marschkapelle hoffnungslos, schreiend, unsagbar, rettungslos sturzbetrunken war. Die Männer hatten Mühe, auf dem schwankenden Deck der Neptune ihre schweren Blechinstrumente festzuhalten, und jeglichen Anschein einer förmlichen Aufstellung und Haltung hatten sie längst aufgegeben. Doch mit wahrer teutonischer Charakterstärke hielten sie sich auf den Beinen und schmetterten militärische Kompositionen, wobei sie nur gelegentlich kurz aus dem Takt gerieten.

Ewart Grogan lehnte an der Reling und wandte sich von der Kapelle ab, um die Linie der weiß gekrönten Wellen zu betrachten, die sich an einer Sandbank vor der Flussmündung des Pungwe brachen. Der Strand, wo der Indische Ozean sein unglaubliches Tiefblau aufgab und in blassgrünem Flachwasser endete, war noch eine Meile entfernt. Kleine Fischerboote säumten das Ufer, und dahinter breitete sich der vertraute Umriss des wackelig-provisorischen Handelshafens Beira aus.

Zwei Jahre waren vergangen, seit er von eben diesem Hafen in Portugiesisch-Ostafrika aus in See gestochen war, im Alter von zweiundzwanzig Jahren; damals hatte er geschworen, niemals hierher zurückzukehren. Dass er zu Cecil Rhodes' berühmter Truppe gehört hatte, war hier in Beira beinahe sein Tod gewesen, denn er hatte vermutlich tagelang herumgelegen, ehe ein Eisenbahner in einem seiner leeren Wagen etwas fand, das er zunächst für einen Leichnam hielt. Doch es waren nicht die Wunden aus dem Kampf gegen die Matabele, die den jungen Mann an die Schwelle des Todes gebracht hatten; es war der Stich eines Moskitos.

Nachdem er von seinem Vertrag mit Rhodes' Britisch-Südafrikanischer Kompanie entbunden worden war, hatte Grogan sich einer kleinen Jagdexpedition entlang der Grenze von Maschonaland angeschlossen. Das hatte eine Zerstreung sein sollen, ehe er nach England zurückkehrte und sich überlegte, was er mit seinem Leben anfangen wollte. Der südafrikanische Jäger und Führer ihrer kleinen Gesellschaft brachte Grogan und seine drei holländischen Gefährten in verseuchtes Gebiet, wo der Engländer und einer der Holländer an heftigem Fieber erkrankten. Der Holländer starb, und die Übrigen brachten Grogan zur Bahnstation bei Fontesvilla, wo sie ihm in einen Zug nach Beira halfen.

Er konnte sich an die Reise kaum erinnern und hatte keine Ahnung, wie lange er schon in Beira gewesen war, als der Bahnarbeiter ihn fand und ins Krankenhaus brachte. Der Mann gestand Grogan später, dass er ihn einfach hätte liegen lassen, wenn er nicht die Medaille – Grogans Auszeichnung für den Kampf im Matabele-Aufstand – in dessen Tasche gefunden hätte. Beira, so hatte er gesagt, wimmelte von betrunkenen Seeleuten, die sich nach einer durchzechten Nacht gern in einem seiner Waggons ausruhten.



Der Wind drehte. Über seinem Kopf begann das kleine Segel, das der Kapitän gesetzt hatte, um das Schiff weit genug vor der Sandbank an Ort und Stelle zu halten, gegen die Takelage zu schlagen, bis der Steuermann das Ruder korrigierte. Mit dem neuen Wind kam der unverkennbare, immer exotische Geruch Afrikas herübergeweht. Grogan sog tief den feuchten, scharf-süßlichen Duft überreifer Früchte, Gewürze und üppiger, rasch verrottender Vegetation ein. Der Geruch verbreitete eine Atmosphäre freudiger Erregung und versprach Geheimnisse, die es zu enthüllen galt.

Archie Battersby trat zu ihm an die Reling. »Weißt du, Ewart«, bemerkte er und hob die Stimme, um die schmetternden Trompeten und das »Humpa« der Tuben zu übertönen, »die gesamte Kapelle war ständig betrunken, seit wir Kapstadt verlassen haben. Man sollte doch meinen, dass sie mal ein Päuschen machen, ehe wir anlegen.«

Grogan nickte. »Ich wäre auch froh, wenn sie mit den Militärmärschen eine Pause einlegen würden.«

»Ja, das auch. Aber gute Trinker sind sie, die Deutschen.« Archie klopfte sich auf den Bauch, als tätschelte er ein volles Bierfass. »Ein Glück, dass auch ein Schotte an Bord war, der ihnen einen ordentlichen Wettstreit geliefert hat.«

Mit fast vierzig Jahren war Archie sechzehn Jahre älter als Grogan, und obwohl seine Leibesfülle den großzügigen Genuss von gutem Essen und reichlich Alkohol bewies, war er keineswegs körperlich untüchtig. Aber im Vergleich mit Ewarts schlaksigen ein Meter achtzig und den kräftigen Schultern, die er in seiner Jugend bei Klettertouren in den Alpen erworben hatte, wirkte Archie recht klein und gedrungen.

Trotz des Altersunterschieds kam niemals der leiseste Zweifel daran auf, dass es Grogans Expedition war, zu der sie bald aufbrechen würden. Ewart hatte schon als Kind davon geträumt, die fernen Tiefen der afrikanischen Wildnis zu erkunden, doch erst die jüngsten Ereignisse hatten den letzten Anstoß zu seiner Entscheidung gegeben, die Reise jetzt zu wagen. Mit Archie war er seit Jahren bekannt, wenn auch nicht sehr gut befreundet, und der ältere Mann war begierig darauf gewesen, sich ihm anzuschließen. Dass Archies Tante, mit der Ewart ebenfalls bekannt war, gern bereit war, etwas von ihrem beträchtlichen Reichtum abzugeben und die Expedition zu finanzieren, hatte auch sehr für Archie gesprochen.

Die Kapelle machte eine Pause, und wie ein Mann legten alle ihre Instrumente weg und griffen nach ihren Bierkrügen.

In der plötzlichen Stille brüllte der Erste Offizier eine Reihe kehlig klingender Befehle. »Anscheinend ist der Kapitän endlich zu der Ansicht gelangt, dass die Flut einsetzt«, bemerkte Grogan, während Matrosen eilig die Masten erklommen, um die Segel herabzulassen.

»Ein kniffliges Manöver, nach allem, was ich gehört habe«, fügte Archie hinzu.

Grogans Blick huschte zur Deckfracht, bei der auch ihr gesamtes Gepäck vertäut war. Das einzige Stück, das nicht unter dem schweren grünen Segeltuch lag, war sein Instrumentenkasten. Er hatte ihn eigens von der übrigen Ladung getrennt lagern lassen, damit er den Kasten im Blick behalten und ihn unter seiner persönlichen Aufsicht von Bord bringen lassen konnte. Er wagte es nicht, den prächtigen Rosenholzkasten unwissenden Hafenarbeitern in die Hand zu geben. Es war ein sehr schönes Ding, und

eines seiner kostbarsten Besitztümer. Ebenso kostbar war der Inhalt, denn der Kasten enthielt seinen künstlichen Horizont, den Sextanten und sein Chronometer.

In der steifen anlandigen Brise kam die Neptune bald flott voran. Sie krängte, schnitt forsch durch die Dünung und flog auf die Sandbank zu.

»Kennst du den Tiefgang der Neptune, Ewart?«, fragte Archie.

»Nein«, antwortete Grogan und spähte ebenso gespannt wie Archie auf die Brecher, die ihnen voraneilten. »Aber gewiss hat der Kapitän ...«

Die Kapelle begann mit einer ohrenbetäubenden Darbietung der deutschen Nationalhymne. Unter ihren Füßen war ein leichtes Beben zu spüren – als hätte sich unter Deck etwas Schweres verschoben. Gleich darauf gab es einen Ruck, und dann lief ihr Schiff in kühnem Winkel auf die Sandbank auf.

Die deutsche Blaskapelle kippte um wie ein Grüppchen Kegel. Blechinstrumente rutschten über das Deck, ebenso die meisten Passagiere.

Grogan klammerte sich an der Reling fest und beobachtete entsetzt, wie sich das vertäute Bierfass der Kapelle losriss und schlingend über das Deck auf die Ladung zurollte.

Über das grauenhafte Knirschen des Kiels auf der Sandbank, über die Schreie und das Stöhnen der Passagiere hinweg hörte Grogan das unverkennbare, herzerreißende Geräusch von splitterndem Rosenholz.

Archie packte den Hummer und brach den krustigen Bauch auf, mit einem Laut, den Grogan in ihrer beider derzeitiger Stimmung als befriedigendes Knacken bezeichnet hätte.

»Ich habe Beira wahrhaftig satt«, bemerkte Archie und ließ umstandslos einen Teil des geknackten Hummers auf Grogans Teller fallen. »Ganz besonders satt habe ich die Hitze und den Schweiß, der mir ständig auf der Haut zu stehen scheint.« Er trank einen Schluck Bier und verzog das Gesicht. »Ebenso satt habe ich diese Plörre, die man in Südafrika Bier nennt.«

Die endlosen Verzögerungen, die Grogan und Archie hatten ertragen müssen, während sie auf die Ankunft ihrer Ausrüstung warteten, hatten sie länger in Beira festgehalten, als ihre Geduld reichte, und manchmal konnte Grogan Archies Klagen kaum mehr hören. Doch er war sich der langen Reise bewusst, die noch vor ihnen lag und während der Archie Battersby seine einzige Gesellschaft bei einer nachdenklichen Pfeife oder einem guten Schluck Whisky sein würde; also lächelte er nur und zog mit der Gabel ein Stück Hummerfleisch aus der Schale. »Zumindest die Hummer sind gut, das musst du zugeben. Und billig.«

Sie speisten auf dem Balkon ihres Hotels, mit Blick über den Indischen Ozean und die verstreuten, ärmlichen Buden am Strand, die nichts zu bieten hatten als einen Kessel kochenden Wassers und ein Becken voll tanzender Hummer. Wenn Grogan sich über irgendetwas hätte beklagen wollen, dann wäre das die Unfähigkeit der Schiffsagenten gewesen, die offenbar keine Ahnung hatte, warum seine Instrumente nach der Reparatur in Durban noch nicht hierher zurückgebracht worden waren.

»Ich habe nachgedacht«, fuhr er fort. »Warum gehen wir nicht auf die Jagd, solange wir hier warten müssen? Ich bin sicher, dass es weiter landeinwärts reichlich Wild gibt.

Wir könnten ein paar Träger anheuern, den Pungwe hinaufziehen und uns das mal ansehen.«

»Eine Jagd?« Archie grinste und trank einen weiteren Schluck von dem schalen Bier. »Das höre ich gern. War das nicht der Grund, weshalb wir überhaupt hergekommen sind?«

Grogan zuckte mit den Schultern. Er hatte festgestellt, dass Archie ihre Mission oft zu einer ausgedehnten Jagdpartie herunterspielte; die Jagd würde bei ihrer Expedition eine geringe Rolle spielen, doch er ließ die Bemerkung so stehen. In Wahrheit wollte er diesen Ausflug flussaufwärts vor allem deshalb unternehmen, um seine Gesundheit und Ausdauer in dem Klima und Terrain auf die Probe zu stellen, mit dem sie es auf ihrem Treck zu tun bekommen würden. Er machte sich Sorgen, die Krankheit, die ihn nach seinem militärischen Einsatz unter Rhodes in die Knie gezwungen hatte, könnte erneut ausbrechen und seinen großen Plan gefährden. Ein Jagdausflug würde außerdem dazu dienen, die Franzosen, die in Beira zahlreich vertreten waren, vom eigentlichen Ziel ihrer Expedition abzulenken. Es wäre nicht gut, wenn der französische Geheimdienst von ihrer wahren Absicht erfuhr, viel tiefer ins Landesinnere vorzudringen, als die Franzosen wissen mussten.

»Zumindest«, sagte Grogan, »hätten wir dann Gelegenheit, uns gründlich mit unseren neuen Waffen vertraut zu machen. Ich muss vor allem das Visier auf der Elefantenbüchse testen.«

»Verdammt gute Idee, Ewart. Je eher, desto lieber, wenn es nach mir ginge.« Archie riss ein weiteres Stück Hummerfleisch ab und schob es sich in den Mund. Mit einem Nicken wies er auf das Buch in Grogans Schoß. »Wozu ist das?«, fragte er mit vom vollen Mund gedämpfter Stimme.

»Ich habe beschlossen, ein Expeditionsjournal zu führen. Nichts, was für eine Veröffentlichung gedacht wäre, natürlich – eher so etwas wie ein Tagebuch.« Grogan tätschelte das große Notizbuch. »Ich habe sogar schon angefangen.«

14. März 1898. Beira

Beira ist eine Blechwüste von überragender Hässlichkeit, umgeben von hart gebackenem Sand, geprägt von starken Getränken und bevölkert von portugiesischen Rüpel. Archie und ich hatten bereits das Vergnügen mit dreien der Letzteren, die uns beim Dinner unterbrachen und darauf bestanden, uns die Unterlegenheit der britischen Rasse und die Überlegenheit ihrer eigenen darzulegen. Es ist uns gelungen, binnen weniger Minuten zu demonstrieren, wie die Briten ein Weltreich erobert haben. Seither wurden wir beim Essen nicht mehr gestört.

Beira ist zweifellos größer, hässlicher und moralisch verkommener, als ich es vom Ende meines Einsatzes unter Rhodes in Erinnerung hatte. Ich bezweifle nicht, dass es obendrein gefährlicher ist, da sich nun der Abschaum eines ganzen Dutzends von Ländern in den Hafenspelunken herumtreibt, während die charmanten alten portugiesischen Villen bedauerlicherweise verfallen.

Wir brennen darauf, unsere Reise anzutreten, sind jedoch gezwungen, auf die Rücksendung meiner Instrumente zu warten; sie wurden durch die unrühmliche Ankunft

der Neptune in Beira beschädigt und mussten zur Reparatur nach Durban geschickt werden.

Ich hatte vergessen, dass Afrika seine ganz eigene Zeitmessung hat. Die Zeitrechnung läuft hier etwa ein Viertel so schnell, wie es notwendig wäre, um irgendetwas in einem vernünftigen Zeitrahmen erledigen zu können. Dies scheint mir in Beira sogar noch schlimmer zu sein als anderswo, denn dieser Ort ist von wahren Wohlleben geprägt. Ich habe die größten Schwierigkeiten, Träger für unseren Marsch durch Afrika zu rekrutieren. Den Leuten geht es recht gut, so dass die Eingeborenen kaum einen Anreiz haben, eine Last von sechzig Pfund zu schultern und sie weit fort von ihrer Heimat zu tragen, an Orte, die sie sich nicht einmal vorzustellen vermögen.

Die Portugiesen haben offenbar ihren Sinn fürs Abenteuer verloren und auch die trägen und arbeitsscheuen Eingeborenen mit diesem betäublichen Zustand angesteckt.

## KAPITEL 2

Momposhe Ole Matipe reckte die Brust heraus und zog die rote shuka zurecht, so dass sie ein wenig höher an seinem mageren Körper hing. Sie blieb so, bis er ausatmete, dann rutschte sie wieder hinunter und blieb an seiner knochigen Schulter hängen. Seine Mutter hatte ihm das neue Gewand geschenkt, als sie ihm zur Vorbereitung auf seine Beschneidung den Kopf geschoren hatte. Bald würde er gemeinsam mit den il barnot – den Geschorenen – viele Tage lang ihren Aufstieg im Stamm feiern. Das Kleidungsstück war größer, als er es brauchte, doch er beklagte sich nicht. Sein schlaksiger Körper setzte allmählich Muskeln an, und Manneshaar spross an seinen Mannesteilen, denn er begann die Reise, auf der er in einigen Jahren zum Krieger werden würde – einer der gefürchteten morani der Massai. Er war sich seines neuen Status sehr wohl bewusst, während er langsam und aufrecht hinter der Herde seines Vaters einherschritt; sein kahler Kopf glänzte wie ein polierter schwarzer Stein. Er patrouillierte an der Flanke der Herde entlang, achtete auf Signale seines Vaters und behielt die Rinder gut im Auge, falls eines von ihnen im letzten Augenblick vor dem Viehbad des Buren zurückschrecken sollte.

Die Herde zu baden, das war Momposhe neu. Der Bure erlaubte auch nur seinem Vater, den Teich zu benutzen. Momposhe nahm an, dass sein Vater dem Buren irgendwann eine Gefälligkeit erwiesen haben musste. So war er, sein Vater – er half den Leuten gern mit seinen Kenntnissen in Medizin und Wahrsagerei. Vielleicht hatte er dem Buren bei einer schlimmen Viehkrankheit geholfen, und um den Gefallen zu erwidern, erlaubte der Bure nun dem Vieh seines Vaters, in dem heilsamen Wasser zu baden.

Der Bure und seine Kinder – ein Mädchen und vier starke Jungen – waren schon mit dem Baden fertig und trieben ihr Vieh in eine Umzäunung neben dem Haus.

Die Buren auf dieser Farm gehörten zu mehreren Familien, die in den letzten Jahren aus dem Süden gekommen waren. Woher sie kamen, wusste in Momposhes Stamm niemand. Dass sie viele Monate lang über Land gezogen waren, sah man ihren hartnäckigen Gesichtern an, und ihre schweren Ochsenkarren hatten eine ganze Regenzeit gebraucht, um bis ins Uasin-Gishu-Weideland der Purko Massai vorzudringen. Buren erlaubten keinem Hindernis, sich ihnen in den Weg zu stellen; die kleinen Flüsse überquerten sie an Furten, für die größeren zur Flutzeit bauten sie plumpe Flöße, auf denen sie ihr Vieh und ihren Besitz übersetzten.

Die Massai hatten zugesehen, wie die Buren kamen und wie sie ihre seltsamen Häuser mit den hohen Dächern auf der Laikipia und dem Uasin-Gishu-Plateau errichteten. Sie sahen zu, wie die Männer die langen Schnüre der kiboko-Peitsche über die Rücken der Ochsen tanzen ließen, wie die Kinder hinterherliefen, Erdklumpen mit ihren großen, nackten Füßen zertraten oder mit Stöcken die Paviane aus dem Mais verjagten. Bald wurde deutlich, dass die Buren nicht die Absicht hatten, weiterzuziehen.

Die jungen Männer der Massai waren empört und sprachen von Krieg, doch die Älteren, darunter auch Momposhes Vater, warnten die morani vor unbedachtem Handeln. Sie erinnerten die hitzköpfigen jungen Krieger daran, dass sie nicht mehr so zahlreich waren, seit die Pocken des weißen Mannes die Massai dahingerafft hatten. Sie waren nur noch

wenige – zu wenige, um einen Krieg mit den Weißen zu riskieren, die bereits bewiesen hatten, dass sie rasch eine starke Armee von Kriegern aufstellen konnten, und deren Waffen eine Angriffsreihe kreischender morani niedermähen konnten wie ein Steppenbrand das Gras der Trockenzeit.

Momposhe verstand ihren Zorn. Dies war das Land der Massai, und die Herden der Massai waren immer frei über das Laikipia-Plateau gezogen, wie es die Jahreszeit gebot, und das schon länger, als irgendjemand zurückdenken konnte. Doch Momposhe hörte auf seinen Vater, der zur Geduld riet. Er sagte, es sei möglich, dass der weiße Mann auch Vorteile brachte, nicht nur Krankheiten. Es stand außer Zweifel, dass die schlaun Kikuyu von der Anwesenheit der Weißen profitiert hatten; sie tauschten bei der immer größer werdenden Zahl der Reisenden und Siedler Nahrungsmittel gegen mericani-Stoffe, Eisendraht, Äxte und viele andere seltsame Gegengaben ein. Die Massai besaßen nur ihr Vieh, und das würde ein Massai nicht mal gegen sein eigenes Leben eintauschen.

Momposhe rannte zu einer störrischen Kuh und drohte ihr mit seinem Hirtenstock. Sie schüttelte den Kopf, schnalzte mit dem Schwanz und schloss sich wieder der Herde an, die sich am Kopf der Rinne drängte, wo es ins Wasser hinunterging.

Obwohl jeder – sogar Momposhe – wusste, dass Zecken Krankheiten übertragen, waren die Heilkräfte dieser Badestelle keinem anderen Massai bekannt. Und selbst dann, so vermutete Momposhe, würde keiner eine derart bizarre neue Methode an seinem kostbaren Vieh ausprobieren. Doch sein Vater, Marefu Ole Matipe, war mit Medizinen vertraut und wusste sehr viel über Vieh. Er fürchtete sich nicht davor, etwas Neues zu versuchen, wenn es seiner Herde nützen konnte.

Momposhes Mutter lief hinter der Herde her und trieb die Rinder mit sanften, aufmunternden Worten voran. Vor vielen Jahren hatte Marefu sie nach einem Überfall auf die unglückseligen Kikuyu-Nachbarn ihres Stammes als Kriegsbeute heimgebracht. Jetzt stand es ihr frei, ihre Familie jederzeit zu besuchen, doch sie kehrte stets lächelnd zu seinem Vater zurück. Obwohl sie als geborene Kikuyu nichts über Vieh wusste, sprach sie dessen Sprache und verstand dessen Launen wie keine andere Frau. Sein Vater hatte ihr ein großes Lob ausgesprochen und gesagt, sie sei fast so gut wie eine Massai. Das war der Grund dafür, weshalb es seiner Mutter erlaubt war, beim Treiben der Rinder zu helfen.

Normalerweise würden das nur Marefus Kinder tun, doch Momposhe war das einzige Kind seiner Mutter. Als Momposhe gefragt hatte, warum, hatte sie ihm gesagt, dass seine Geburt schwierig gewesen sei, und danach sei etwas in ihr zu schwach geworden.

Momposhe musste manchmal daran denken, wenn er draußen in der Savanne die Ziegen seines Vaters hütete. Er fragte sich, ob es irgendwie seine Schuld sein könnte und ob seine Mutter ihn für diese Schwäche verantwortlich machte. Dann fühlte er sich schlecht, denn kürzlich, sehr spät für einen Mann, hatte sein Vater sich eine zweite und dann eine dritte Ehefrau genommen.

Marefu besuchte regelmäßig seine neuen Frauen, die mit ihren kleinen Kindern in ihren Heimatdörfern blieben. Oft war er tagelang fort, und Momposhes Mutter war sehr beunruhigt, bis er zurückkehrte. Viele Tage danach konnte sein Vater nichts für sich selbst tun, ehe Momposhes Mutter es schon für ihn getan hatte, genau so, wie er es wünschte.

Seine Frauen in verschiedenen enkangs zu haben, war auch eine dieser seltsamen Gewohnheiten seines Vaters; manche davon, wie das Viehbad, hatte er von der Burenfamilie übernommen.

Momposhe wusste, dass sein Vater sehr klug und weise war, und wie ein leerer Tümpel saugte er die Tropfen der Weisheit auf, die wie Regen von seines Vaters Lippen fielen. Damit bereitete er sich auf jenen Tag vor, an dem er eine bedeutende Stellung erhalten würde – wenn er seinen Platz als Anführer des Stammes im Ältestenrat einnehmen würde, wie sein Vater. Doch vorher kam seine Zeit als moran, als Beschützer des Stammes. Sobald er beschnitten war, würde die richtige Ausbildung beginnen.

Momposhe hob seinen Hirtenstock und richtete ihn auf die bewaldeten Hügel. Er übte den richtigen Winkel und stellte sich vor, wie sein Speer eines Tages durch die Luft fliegen und das Herz eines Feindes durchbohren würde.

Die Nandi-Krieger, die sich oberhalb des Burenhauses versammelten, wussten nicht, dass Marefu Ole Matipe von den Purko Massai auch auf der Farm war, die sie angreifen wollten. Es hätte auch keinen Unterschied gemacht. Sie hatten die Geduld mit den weißen Männern verloren, die ihr Land durchquerten, ihr Vieh darauf weideten und den Boden aufrissen, um ihre Pflanzen anzubauen. Andere waren von Osten gekommen und hatten Kupferdraht zwischen hohen hölzernen Pfählen aufgespannt, von einem Horizont zum anderen, ohne ein einziges Wort der Erklärung oder Entschuldigung. Die Nandi hatten genug. Es war an der Zeit, zu kämpfen und Kriegsbeute zu machen.

In einem dichten Wäldchen verborgen, überprüften die Krieger die Klingen ihrer Pfeilspitzen und Langdolche. Perlenketten schmückten ihre Hälse, und ihr Haar und der glänzend schwarze, befederte Kopfschmuck waren mit Perlenschnüren befestigt. Schwarze Haut schimmerte vor Schweiß nach ihrem langen, ausgreifenden Trab hierher.

Unter ihnen breitete sich die Farm des Buren aus, mit fetten Schafen und Rindern, wie eine reife Beere, die gepflückt werden wollte.

Ihr Anführer schnalzte mit der Zunge. Aller Augen wandten sich ihm zu. Er zeigte ihnen die glänzende Klinge seines Dolches, und geduckt folgten sie ihm den Hügel hinab zur Farm.

Momposhes Vater sprach mit seinen Rindern und nannte sie beim Namen. Seine sanfte, tiefe Stimme klang wie ein Loblied. »Du, Schiefhorn, komm weiter, meine Schöne. Ah, da bist du ja, Wildauge, nur zu. So ist es gut. Komm weiter, weiter, Flickendecke. Braves Mädchen.«

Als der Singsang seines Vaters abrupt abbrach, blickte Momposhe zu ihm hinüber. Marefu starrte auf die Hügel hinter dem Haus. Plötzlich rannte er zum Tor im Zaun und riss im Laufen seinen Speer hoch.

Momposhe stand da wie angewurzelt, vom seltsamen Verhalten seines Vaters schockiert. Dann sah er die Nandi.

Sie kamen den Hügel herunter wie ein tödlicher Sturm – lautlos, bis auf das Zischen nackter Beine im hohen Gras, gedämpfte Schritte und unterdrücktes Keuchen. Tödlich. Kriegsschilde blinkten in der Sonne. Speere, dunkel und scharf, waren drohend gereckt.

Der Schrei seines Vaters durchbrach die Stille und ließ den Buren, der sein Vieh zum Haus trieb, hastig aufblicken.

Die weiße Familie wurde von diesem Notfall augenblicklich in eine militärische Maschine verwandelt. Sofort sammelten sie sich an der Tür des Hauses, wo die Frau, stämmig und normalerweise sehr gelassen, mit schnellen, sicheren Bewegungen uralte Feuerwaffen an den Buren und ihre älteren Söhne austeilte. Die kleineren Jungen und das Mädchen bewaffneten sich mit einem Spaten, einer Mistgabel und einem Pflock und bauten sich vor der Tür auf.

Plötzlich begriff Momposhe, setzte seine langen Beine in Bewegung, rannte durch den Matsch und den Kuhdung auf seinen Vater zu und fuchtelte mit seinem Hirtenstock in der Luft herum. Marefu parierte den Stoß eines Nandi-Speers mit seinem und tanzte um Zaunpfosten herum, um weiteren Speerstößen auszuweichen.

Der Bure und seine Söhne stürmten los. Eine Schrotflinte knallte, ein Gewehr donnerte. Die Angreifer rannten zwischen die Rinder, kreischten, brüllten und wedelten wild mit den Armen. Die erschrockenen Tiere stoben in Panik auseinander. Ein Nandi-Krieger drang zum Haus vor, und das Mädchen stieß ihm den spitzen Pflock in den Unterleib. Mit erstauntem, schmerzverzerrtem Gesicht kippte er um. Einer der Burenjungen wurde von einem Langdolch durchbohrt. Der Bure und sein ältester Sohn schlugen mit den Nasen ihrer leeren Waffen nach den Angreifern.

Marefu riss seinen Speer aus einem Nandi heraus, als Momposhe ihn erreichte, und benutzte ihn wie einen Dolch zum Nahkampf. Momposhe schlug, drosch, hieb um sich. Und brüllte vor Zorn.

Im Hintergrund schrien Frauen.

Ein Nandi ragte plötzlich hinter seinem Vater auf und schwang eine Keule. Marefu fiel wie der größte Baum im Wald, der sich den Schlägen einer Axt ergeben muss.

Blendender Schmerz flammte auf. Dunkelheit kroch vor Momposhes Augen, als ginge die Sonne unter, und auch er sank langsam in den Matsch.



# KAPITEL 3

Archie ließ sich müde auf seinem Klappstuhl nieder. Der Pungwe River, nur fünfzig Schritt und ein sandiges Ufer entfernt, fing die schrägen Strahlen der Nachmittagssonne auf und strömte geruhsam seiner Vereinigung mit dem Ozean entgegen, hundert Meilen weiter in Beira.

Es war ein harter und frustrierender Tag gewesen: Er und Ewart waren endlos weit durch hüft Hohes Gras getrampelt, auf der Jagd nach ein paar scheuen Gazellen, die jedoch immer außer Reichweite blieben. Zuvor hatten sie eine kleine Herde Büffel gesichtet, aber auch daraus war nichts geworden, denn sie waren im Sumpf am Flussufer verschwunden. Den ganzen Tag lang hatten sie keinen einzigen Schuss abgefeuert.

»Verflixte Moskitos«, brummte er vor sich hin und schlug sich klatschend aufs Knie. »Die Sonne ist noch kaum untergegangen, da fallen die Mistviecher schon über einen her.« Er wandte sich halb auf dem Klappstuhl um und drehte den Kopf zum Lager. »Rodriguez! Wo bleibt mein verdammter Whisky?«

Aus dem Vorratszelt drang eine gedämpfte Antwort.

Archie erwiderte sie mit einem Brummen, blieb dann still sitzen und betrachtete das Farbenspiel auf dem Wasser.

Grogan kam vom Fluss herauf. »Darf ich mich zu dir setzen?«, fragte er. »Oder möchtest du lieber allein weiter vor dich hin brummen und fluchen?«

»Nur zu.« Archie wies mit der Hand auf einen Stuhl. »Geteiltes Leid ist halbes Leid. Oder wie ging das noch?«

»Klingt schon richtig«, sagte Grogan und ließ sich auf dem Segeltuchstuhl nieder.

»Sei du bloß still. Du hättest dein Gesicht sehen sollen, als dieses Fass deinen kostbaren Kasten zertrümmert hat ...«

Grogan nickte traurig. »Ich mochte diesen Kasten. Habe ihn in einem kleinen Hafen namens Singapur in Asien gekauft.«

»Auf deiner Erholungsreise«, erwiderte Archie. Er hatte zu den zahlreichen Freunden gehört, die Grogan zu dieser Weltreise geraten hatten, weil die Seeluft ihm guttun würde. Er hatte ausgesehen, als käme er schnurstracks aus der Hölle, als er mit der Malaria aus dem Krieg gegen die Matabele zurückgekehrt war, und der Leberabszess, der sich infolge dieser Erkrankung entwickelt hatte, hatte seinen Zustand wesentlich verschlimmert.

»Es war nicht nur der Kasten«, sagte Grogan. »Diese Instrumente sind unentbehrlich für unsere Arbeit in Zentralafrika und darüber hinaus.«

Archie nahm Grogans ständige Anspielungen auf ihren ursprünglichen Plan, bis nach Kairo weiterzumarschieren, grimmig zur Kenntnis. Archie musste sich eingestehen, dass man in diesem Stadium ihrer Reise noch nichts anderes erwarten konnte. Obwohl die Märsche während dieser Jagdexpedition teils recht hart gewesen waren, würden sie zweifellos noch wesentlich Schlimmeres durchmachen, wenn sie endlich ihre eigentliche Reise antraten. Archie glaubte, dass ihre Vereinbarung, den wahren Plan für ihre Reise nur ihren Familien und engsten Freunden anzuvertrauen und ihn ansonsten geheim zu halten, ihnen auch die Möglichkeit offenhalten sollte, ihre Pläne zu ändern.

Archie musste allerdings zugeben, dass Grogan keinerlei Zweifel an seinem Ziel gelassen hatte, die Reise von Beira nach Kairo durchzuziehen. Dann würde er von sich behaupten können, der erste Mann zu sein, der zu Fuß von Kapstadt nach Kairo gelaufen war, weil er den ersten Abschnitt bereits mit Rhodes marschiert war. Archie fand die ganze Idee interessant, aber undurchführbar und nahm diesen Plan deshalb nicht ganz ernst. Diese Gedanken behielt er jedoch für sich.

Archies persönliche Motivation für diese Reise war die Jagd. Er war ein leidenschaftlicher Jäger, seit seine Tante ihn in jungen Jahren auf ihr Anwesen in Schottland mitgenommen hatte, zur Jagd auf Rehe und Fasanen. Er wusste, dass auch Grogan gern ein paar Trophäen sammeln wollte, doch Archie hatte den Eindruck, dass sein junger Freund einen ganz anderen und wesentlich wichtigeren Grund dafür hatte, bis Kairo reisen zu wollen. Seine Motivation bestand gewiss nicht nur darin, der Königin und dem Heimatland einen Dienst zu erweisen. Archie hatte eine Ahnung, was das sein könnte, seit sie darüber gesprochen hatten, wer von ihren Angehörigen und Freunden die Einzelheiten der geplanten Expedition kannte. In einer seltenen Anwandlung von Offenheit hatte Grogan durchblicken lassen, dass er den Vater einer gewissen jungen Dame aus Kalifornien ins Vertrauen gezogen hatte. Archie hatte ihm nicht mehr entlocken können, und da er Ewarts Entschlossenheit kannte, war er ziemlich sicher, dass es dabei bleiben würde, bis Grogan selbst entschied, es ihm anzuvertrauen.

Ein einziger Punkt unterminierte Archies Überzeugung, Grogan werde bald erkennen, dass diese Reise unmöglich zu bewältigen war, und wieder zur Vernunft kommen. Es war diese eiserne Entschlossenheit im Blick des jungen Mannes. Wenn er diesem Herrn in Kalifornien irgendetwas beweisen wollte, indem er quer durch Afrika marschierte, dann würde er es tun. Archie und alle anderen, die Ewart Scott Grogan kannten, wussten nur zu gut: Wenn dieser entschlossene junge Mann sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, gab es nichts, außer vielleicht den Tod selbst, das ihn davon abhalten könnte.

Grogan und Archie kämpften sich eine weitere Woche lang den Pungwe hinauf, obwohl sie nur hin und wieder einen flüchtigen Blick auf Wild erhaschten. Der Tierbestand schien in der ganzen Gegend stark dezimiert zu sein. Sie vermuteten, dass das an der intensiven Bejagung lag.

Ein Führer, den sie unterwegs angeheuert hatten, führte sie zu Mtambaras kraal. Mtambara war einst ein bedeutender Häuptling gewesen, doch unter dem Einfluss der Portugiesen war er nur noch eine Art Repräsentationsfigur. Er war ein winziger alter Mann, mit einem schmutzigen Stück Stoff und einem Bandolier mit Leder und weißen Holzperlen bekleidet. Grogan drückte ihm zur Begrüßung die Hand. Sie war mager, der Griff schwach.

Mtambara schien süchtig nach Schnupftabak zu sein. Während ihres Besuchs saßen Grogan und Archie auf den angebotenen Stühlen, der Häuptling hockte auf dem Boden, die knochigen Arme auf die knochigen Knie gestützt. Alle paar Sekunden sank sein langer, dünner Arm herab, die Hand tauchte in die Schnupftabaksdose zu seinen Füßen wie ein Reiher, der im Gras nach Grillen pickt. Dann hob er die zusammengepressten Finger zu einem Nasenloch, unterbrach das Gespräch und schnupfte energisch.

Mtambaras ältester Sohn, der Thronfolger, war eine noch unbedeutendere Gestalt, anscheinend dauerhaft im Stumpfsinn des Drogenrauschs erstarrt. Doch der zweitälteste Sohn des Häuptlings, Jim, war ein sehr lebhafter Kerl, der in einem khakifarbenen Hemd und einer ordentlichen Hose recht schnittig aussah. Er erzählte ihnen, dass die Jagd am Sabi besser sei, dem Fluss auf der anderen Seite von Umtali an der Grenze zwischen Portugiesisch-Ostafrika und Südafrika.

»Wir sind vor allem hinter Löwen her«, sagte Archie, dessen Interesse sofort geweckt war.

»Ja, Sir, da sind Löwen. Viele Löwen. Und ich freue mich, Ihr Führer zu sein. Ich zeige Ihnen, wo sie sind.«

Grogan war sicher, dass Jims Antwort genauso ausgefallen wäre, wenn sie Interesse an Eisbären bekundet hätten, doch sie kamen überein, ihm eine Chance zu geben. Denn auf sich allein gestellt, waren sie offenbar dazu verdammt, auf der fruchtlosen Suche nach Wild ewig umherzuziehen.

Jim entpuppte sich als unerschöpfliche Quelle von Informationen über das Land, das sie durchquerten. Er hatte eine Missionsschule in Südafrika besucht, und sein Englisch war passabel, mit der typisch abgehackten Aussprache der englischen Siedler in Südafrika. Sie verließen den kraal, und nachdem sie zwei Tage lang marschiert waren, bot sich ihnen von einem Hochplateau der Savanne aus der Blick auf einen grünen Grastepich, der sich bis zur Grenze erstreckte, durchzogen vom silbrig schimmernden Wasser des Udzi. Sie schlugen das Lager auf der letzten Anhöhe auf, ehe sie in das Flusstal hinabstiegen. Grogan saß da und starrte auf die ungebrochene Weite der violetten Hügel, die im Norden am nebligen fernen Horizont verschwanden. Er war weit fort von da, wo er sein wollte. Der nördliche Horizont verbarg sein eigentliches Ziel, das Land dahinter.

»Diese Richtung Njassaland, Sir«, bemerkte Jim an seiner Seite.

»Ich weiß, Jim. Dorthin werden wir bald ziehen.«

»Ah, sehr gut, Sir. Sie werden mögen, glaube ich. Es ist sehr schön. Noch schöner als hier.«

Während der folgenden Tage fanden sie keine Spuren von Löwen. Sie entdeckten Antilopen und konnten ein paar erlegen.

Diese jagdliche Abwechslung frustrierte Grogan nur umso mehr. Die vergebliche, langsame Suche nach Wild bot ihm keine Gelegenheit, seine Ausdauer mit Gewaltmärschen auf die Probe zu stellen, wie er geplant hatte, doch er wusste, dass er seine Ungeduld zügeln musste. Ohne seine Instrumente konnte er die wichtige Erkundung und Vermessung, die er sich zur Aufgabe gemacht hatte, nicht leisten.

Zwei Tage später wurde Archie von einer mysteriösen Krankheit so geschwächt, dass er nicht weiterlaufen konnte.

»Vielleicht sollten wir nach Beira zurückkehren«, schlug Grogan vor.

»Und wochenlang herumhocken und uns mit Hummer vollstopfen, während wir auf unsere Ausrüstung warten?« Archie schüttelte den Kopf. »Ich riskiere es lieber, hier oben zu bleiben. In ein, zwei Tagen bin ich sicher wieder auf den Beinen.«

»Wie wäre es dann, wenn du mit dem Großteil des Proviantes hierbleibst und dich ausruhst? Ich marschiere weiter bis zum Sabi und sehe mir an, ob die Gegend der Mühe

wert ist. Dann komme ich zurück, und wir treffen uns in Umtali.«

Archie war einverstanden, und Grogan bekam endlich seine Chance, seine Kräfte im Kampf gegen den afrikanischen Busch zu messen.

Er ließ seine Männer zwanzig Meilen weit am Udzi entlangmarschieren. Am folgenden Morgen schlug er den Weg nach Umtali ein – ein Gewaltmarsch von sechzig Meilen in neunzehn Stunden. Das war die Kraftprobe, die er gewollt hatte.

In dieser Nacht gönnte er sich einen Brandy mit Soda in Umtali und schlief mit dem seligen Gefühl ein, dass er zwar müde war, die grausame Herausforderung seiner Kraft und allgemeinen Gesundheit jedoch keine Nachwirkungen zu haben schien.

23. April. Umtali

Die vergangenen vierundzwanzig Stunden in fiebriger Umnachtung verbracht.

Ich kann gar nicht beschreiben, welche Trostlosigkeit mir das verursacht. Anscheinend werden das Fieber und ich stete Weggefährten sein.